

«ICH BRAUCHE AUCH ZEIT FÜR MICH ALLEIN

Auf der Bühne gib er gern den Spassvogel. Doch Komiker Peach Weber hat auch eine nachdenkliche Seite. Zum 70. Geburtstag gibt er Einblick in sein Leben und erzählt, wie ihn der Satz «Es chond scho guet» geprägt hat.

— Interview Daniel Ganzfried Fotos Kostas Maros

PEACH WEBER, 69, zählt zu den erfolgreichsten Komikern der Schweiz. Er wuchs in Wohlen AG auf, wurde Lehrer und wurde 1976 an einem Talentwettbewerb als Komiker entdeckt. Mittlerweile steht der zweifache Prix-Walo-Träger seit über 40 Jahren im Rampenlicht. Sein aktuelles Programm heisst «Gäxplosion». Weber schreibt auch Kinderbücher über «Zwerg Stolperli» und Kolumnen in der «Aargauer Zeitung», früher auch in der «Schweizer Familie». Peach Weber hat eine erwachsene Tochter aus zweiter Ehe und lebt in Hägglingen AG.

Peach Weber in Begleitung eines seiner zahlreichen Gartenzwerge vor seinem Haus im aargauischen Hägglingen.



Aufnahmen für den aktuellen SRF-Dokfilm über den Komiker (l.).

Unten: Peach Weber mit Tochter Nina, für ihn die wichtigste Person in seinem Leben.



Peach Weber, am 14. Oktober werden Sie 70. Seit über 40 Jahren reisen Sie als Komiker durchs Land. Was treibt Sie an?

Das Lachen. Es ist eine der ehrlichsten Reaktionen, die Menschen haben. Klatschen zum Beispiel kann man auch aus Anstand. Aber versuchen Sie das mal mit Lachen. Lachen ist immer echt. Und wenn es wegen mir geschieht, gibt mir das eine tiefe Befriedigung.

Was, wenn die Leute einmal nicht lachen?

Würde das regelmässig passieren, wüsste ich wohl, dass es Zeit ist, aufzuhören. Wobei man

mich ja unterdessen nicht mehr nur fürs Lachen bezahlt, sondern sogar schon fürs Einschlafen. Ich habe jedenfalls gehört, dass viele Kinder dazu die Liedchen auf meinen CDs hören. Das freut mich natürlich auch.

Ist es nicht auch anstrengend, von einer Mehrzweckhalle zur andern zu tingeln?

Nur wenn ich merken würde, dass es mir immer schwerer fällt. Doch das Gegenteil ist der Fall: Ich bekomme von den Menschen fast mehr Energie zurück, als mich ein Auftritt kostet. Und anders als früher,

da ich wirklich vom Fahren bis zum Aufbau der Requisiten alles alleine machte, leiste ich mir heute den Luxus, jeweils einem guten Kollegen etwas zu zahlen, damit er mich begleitet und mir hilft. Wir gestalten das wie einen lustigen Ausflug. Manchmal sogar mit Übernachtung.

«Ich mittagesse nie, weil ich stücke sehr spät früh», sagen Sie im neuen

«Wer nur auf der Bühne Spässe machen will, aber im Alltag keinen Humor hat, bleibt nicht lange dort oben.»

Dok-Film über sich, den das SRF am 6. Oktober ausstrahlt. Wie gelingen Ihnen so geniale Wortspiele?

Da wirkt wohl ein alter Reiz am Subversiven. Es hat mir immer gefallen, die Regeln ein wenig zu durchbrechen. Schon als Schüler. Wenn der Lehrer wieder einmal etwas sehr Wichtiges sagte, reizte es mich teuflisch, ein Wort abzuändern. Lachten die Kollegen, war ich zufrieden.

Sie unterrichten in den Siebzigern selbst. Sehen Sie Parallelen zwischen Lehrerberuf und Comedy?

Ich glaube schon. Ich unterrichtete in der

Hilfsschule. Da gab es keine Druckmittel mehr, um die Schülerinnen und Schüler zu motivieren. Keine Drohung mit schlechtem Notenschnitt und so. Ich musste – wie als Komiker – zu hundert Prozent Mensch sein. Und ich musste kreativ sein. Es irgendwie fertigbringen, dass der Schüler überhaupt noch in die Schule kommt. Wie bei diesem Buben damals, der sich zwei Tage nicht blicken gelassen hatte. Ich fand ihn unten an der Reuss am Fischen und sagte: «Du hast ja recht, aus dir wird sicher nie ein wahnsinnig guter Schüler. Aber es wäre doch gut, wenn du wenigstens noch das lernst, was nötig ist, um im Leben ein paar Dinge selber machen zu können.» – «Welche denn?», fragte er mich. Ich antwortete: «Zum Beispiel einen Einzahlungsschein ausfüllen.» Das leuchtete ihm ein, und er kam wieder.

Warum haben Sie 1980 trotzdem aufgehört, als Lehrer zu arbeiten?

Ursprünglich wollte ich bloss ein Jahr lang unbezahlten Urlaub nehmen. Auf der Bühne lief es für mich inzwischen ziemlich gut, überall wo ich auftrat, fragte mich jemand aus dem Publikum, ob ich mich nicht für das nächste Dorffest, jene Hochzeit oder dieses Jubiläum engagieren lassen wolle. Und ich fand sowieso, dass jeder Lehrer nach sieben Jahren auch mal etwas anderes tun sollte. Einfach um das

Hirn zu lüften.

Seither sind Sie als landesweit bekannter Spassmacher unterwegs. Wie viel privater Peach steckt im Weber auf der Bühne?

Sagen wir es so: Nichts auf der Bühne ist gespielt.

Das kann ich gar nicht. Ich taue nicht zum Schauspielern, auch wenn ich einmal in einem Film mitgespielt habe. Ich glaube, wer nur auf der Bühne Spässe machen will, aber im Alltag keinen Humor hat, bleibt nicht lange dort oben.

Sie treten immer allein auf. Sind Sie auch privat allein?

Ja, ich wohne allein.

Sind Sie einsam?

Einsamkeit kommt auf, wenn du mit dem Alleinsein Probleme hast. Ich aber brauche meine Zeit allein. Gerade nach einem Abend mit 500 Leuten.

«Mein grösster Luxus ist mein Haus»: Peach Weber ist es wohl, wenn er viel Zeit im Garten und in seinen vier Wänden verbringen kann.



«Einsamkeit kommt auf, wenn du mit dem Alleinsein Probleme hast. Ich aber brauche meine Zeit allein.»

Haben Sie ein Lieblingsessen?

Ein gutes Cordon bleu vielleicht. Mit Gemüse und Nudeln.

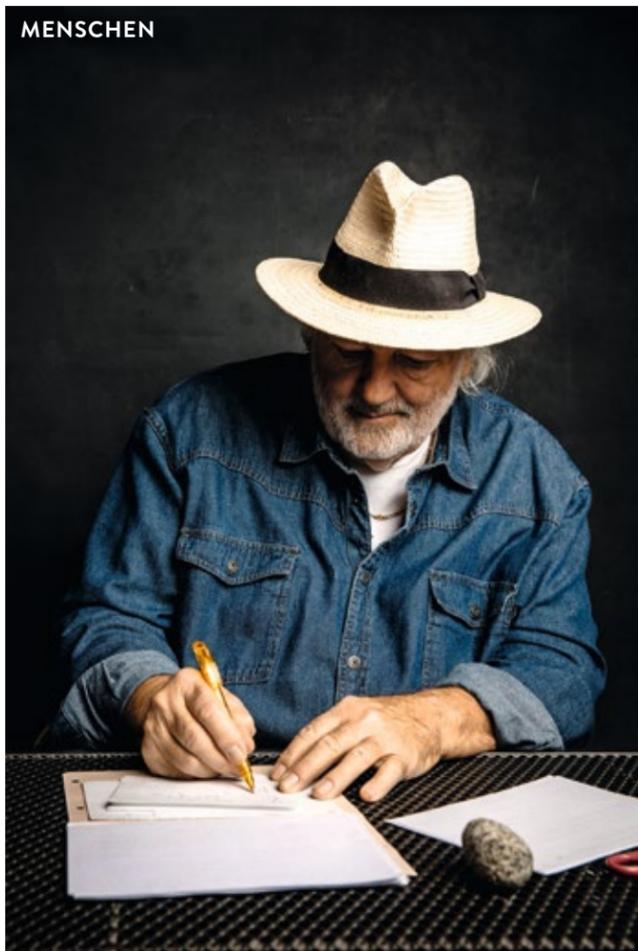
Wie läuft ein Tag im Leben des Peach Weber idealerweise ab?

Die schönsten Tage sind die, da ich morgens aufwache und weiss, heute muss ich gar nichts. Das sind dann die Tage, an denen ich ganz viel mache... Garten, Büro, Pétanque spielen. Mein grösster Luxus ist mein Haus, in dem mir wohl ist. Das geniesse ich dann umso mehr.

Wie möchten Sie, dass Ihre Mitmenschen Sie sehen?

Darum kümmere ich mich nicht. Aber wenn jemand von mir sagt: «Das isch a glatte Cheib», wäre ich zufrieden damit. Ich habe es auch privat gern lustig. Mit meinen Pétanque-Kollegen zum Beispiel. Ich denke →





Die Post erledigen und Pétanque spielen: Peach Weber geniesst die Tage, an denen er nichts muss – und dann doch ganz viel macht.



«Unsere Mutter erzog uns nach dem Grundsatz: *«Das chond scho guet»*. Dafür brauchte sie keinen dieser Ratgeber zu lesen.»

oft: Wie schön haben wir es doch, dass wir uns mit 70 noch gegenseitig hochnehmen können wie zur Schulzeit. Das ist für mich Wellness. Das Einzige, das jeder Mensch leisten muss, ist ein einigermaßen anständiges Leben hinzulegen. Eines also, in dem man den anderen nicht übermässig schadet. Ein Heiliger muss niemand sein.

Sie gründeten einst eine eigene Partei, seit Jahren schreiben Sie für die «Aargauer Zeitung» politische Kolumnen. Doch auf der Bühne enthalten Sie sich aller Politik. Wie schaffen Sie das?

Indem ich kompromisslos Unterhaltung abliefern. 100 Prozent. Zwei Stunden lang. Deswegen bin ich vielleicht nicht so anerkannt unter den Intellektuellen und im Feuilleton. Aber ich wollte nie etwas anderes machen. Für Unterhaltung zahlen

mich die Leute. Und Unterhaltung bekommen sie von mir. Gerade auch in Zeiten, da wir den ganzen Tag nur schlimme Nachrichten hören. Ich habe die Politik immer von der Bühne ferngehalten.

Selbst als der Krieg gegen die Ukraine losbrach?

Auch da. Man sah es ja irgendwie kommen. Schon über Wochen, und die Klugen schon über Jahre, seit der Annexion der Krim durch Russland 2014.

Und am 11. September 2001, bei den Terroranschlägen auf die USA?

Das war für mich etwas anderes. Es geschah buchstäblich aus dem blauen Himmel heraus. Ich sass gerade an irgendeiner Witz-Kolumne und zappte ein wenig im Fernsehen. In dem Moment wusste ich: Kein politischer Kabarettist, der einigermaßen intelligent ist, wird in den nächsten zwei Monaten etwas dazu zu sagen haben. Ich schon gar nicht.

Wie engagieren Sie sich heute?

Ich habe meine 15 bis 20 Organisationen, denen ich jedes Jahr einen Batzen spende. Manchmal stelle ich mich mit meinem

Namen und einem Satz auch für eine Abstimmung zur Verfügung. Am wichtigsten jedoch ist mir der Kampf gegen die Klimaveränderung. Ich fürchte, die Pandemie und der Krieg haben uns um Jahre zurückgeworfen. Wieder gibt es Ausreden, das Problem nicht entschlossen angehen zu müssen. Ich als Vater frage mich, was für eine Welt wir den nächsten Generationen so hinterlassen.

Im Dok-Film sprechen Sie auch über Ihre eigene Kindheit, die sehr harmonisch gewesen sein muss.

Rückblickend war es wirklich wie ein kleines Paradies, das ich mit meinen zwei Geschwistern und den Eltern in Wohlen hatte. Und in der Schule gab es auch nie Probleme. Ich war ein pffiffiges Kerlchen.

Waren Ihre Eltern reich?

Nein. Unterer Mittelstand vielleicht.

Woraus bestand Ihr Paradies?

Aus dem Urvertrauen, das uns die Eltern schenken. Mein Vater war ein kleiner Architekt. Ursprünglich wäre er gern Tierarzt geworden, aber für das Studium hat bei ihm zu Hause das Geld gefehlt. Viel lieber als hie und da für jemanden ein Einfamilienhäuschen zu planen, widmete er sich seinem Hobby, den Vögeln und den Orchideen. Ich weiss noch, wie er mich einmal in sein Gewächshaus mitnahm und sagte: «Siehst du, das ist meine Kirche!»

Und die Mutter?

Sie erzog uns nach dem Grundsatz: «Das chond scho guet». Dafür brauchte sie keinen dieser Ratgeber zu lesen, die damals gerade aufkamen. Sie liess mir alle Freiheiten. Doch sie brachte mir bei, für mein Tun Verantwortung zu übernehmen.

Sie sagen, dieses «Das chond scho guet» habe Sie geprägt. Und tatsächlich strahlen Sie eine grosse Gelas-

senheit aus. Erinnern Sie sich an einen Moment auf der Bühne, in dem Sie Ihre Ruhe verloren?

Es war in den 1990er-Jahren. Während einer Vorstellung konnte ich plötzlich die Sätze nicht mehr zusammenbringen. Tags darauf funktionierte mein Kopf zwar wieder normal, aber der Arzt erklärte mir, dass ich ein gewisses Risiko habe, und verordnete mir blutverdünnende Medikamente. Die habe ich nicht genommen, aber ich beschloss, ab sofort etwas weniger Vorstellungen zu geben.

Ich dachte: Wer so miteinander umgeht, der muss mir nicht erzählen, wie ich anständig zu leben habe.

Man sagt, in jedem guten Clown stecke ein trauriger Kern. Trifft das auch auf Sie zu?

Das ist ein Klischee. Einer, der auf der Bühne das Kalb macht und sich danach am liebsten die Kugel geben würde, ist eher etwas für die Literatur.

Beschäftigen Sie sich mit dem Tod?

Ja. Schon vor 30 Jahren, als meine Grossmutter starb. Die letzten fünf Jahre ihres

Lebens lag sie in einem Pflegeheim mit Schläuchen überall im Körper, die sie immer wieder rausriss. Da war meine geliebte Grossmutter, die sagte: «Ich will nicht mehr!» Doch ich konnte ihr nicht helfen. Als später die Sterbehilfeorganisation Exit gegründet wurde, war klar für mich: So wie meiner Grossmutter wird es mir nicht ergehen.

Was, glauben Sie, kommt nach dem Tod?

Das ist mir egal. Wenn einer an die Wiedergeburt glaubt, doch dann bleibt es am Tag nach dem Sterben schwarz und nach zwei Wochen immer noch, sogar nach einem Jahr ist alles dunkel, dann ist der doch enttäuscht. Ernsthaft: Mich interessiert mehr,

was in der allerletzten Sekunde des Lebens in meinem Kopf geschieht. Was ich denke. Ich bin überzeugt, dass dann alles klar wird. Vielleicht sage ich mir: «Ach, so einfach wäre es also gewesen.» ■

PEACH WEBER IM TV

Am 6. Oktober, 20 Uhr, zeigt SRF1 in der Reihe Dok den neuen Film «Peach Weber – da ist noch mehr» von Martina Egi.



«Wir sind wie in einem kleinen Paradies aufgewachsen»: Peach (l.) mit Schwester Carla und Mutter Ida, etwa 1956.

Im Film erwähnen Sie ein traumatisches Erlebnis in Ihrer Kindheit, das sich in der Kirche zutrug.

Ich war etwa 11 Jahre alt und gerade zur Beichte, als sich vor dem Altar ein Pfarrhelfer erschoss. Ich hatte einen riesigen Schock. Später erfuhr ich, warum er seinen Suizid ausgerechnet in dieser Kirche begangen hat. Er wollte sich am Pfarrer rächen, mit dem er jahrelang im Streit gelegen hatte. Das wars dann für mich mit der Kirche.

Inwiefern?